

(7. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Hader.

(Nachdruck verboten.)

Das ging so etwa zwanzig Minuten lang. Dann war Waltham fertig. Auch legte den Bleistift hin und erhob sich.

Sie trat an den kurz von seinen Papieren Aufblickenden. „Ich habe einige technische Ausdrücke nicht verstanden“, meinte sie mit geschäftlicher Knappheit. „Bitte, wiederholen Sie mir diese.“ Damit las sie einige angemerzte Stellen aus ihrem Stenogramm vor, und war, wie Waltham zu seiner geheimen Überraschung entdeckte, fließender und korrekter, als er es gewohnt war. „Danke, Herr Waltham“, meinte sie, nachdem sie die nötigen Korrekturen gemacht. Damit ging sie wieder zum Pult zurück und rückte die Schreibmaschine zurecht.

„Sie wollen doch nicht mit Übertragen anfangen? Das hat wenig Zweck, denn wenn Sie Ihr Versprechen einlösen und in der Küche aushelfen wollen, so werden Sie nicht weit kommen.“

„Sie haben zwanzig Minuten diktirt, das erfordert zur Übertragung etwa die vierfache Zeit, ich kann es also wagen, Herr Waltham“, widersprach Auch. „Wir haben jetzt gleich halb acht Uhr, um drei Viertel neun Uhr denke ich fertig zu sein; ich habe dann immer noch eine Viertelstunde für die Durchsicht übrig. Wieviel Abzüge wünschen Sie?“

„Im ganzen drei Exemplare.“ Kopfschüttelnd entzündete Waltham die erloschene Zigarre wieder. In der Art des Mädchens lag etwas, das ihm wider Willen imponierte. Er zwang sich jedoch zu einer skeptischen Miene.

Auch schien sie nicht zu beachten. „Sehr wohl. Ich werde vier Exemplare anfertigen, damit eine Erschabtschrift vorhanden ist.“ Damit sah sie auch schon vor der Maschine, legte hurtig einige Bogen Kohlenpapier zwischen die Schreibblätter und spannte ein. Die Sekunde darauf tippte sie auch schon. Das ging flott, fast taktmäßig, sie blickte kaum auf ihre über die Buchstaben tasten wirbelnden Hände, sondern behielt unausgesetzt ihr Stenogramm im Auge und unterbrach sich nur, galt es, umzuwenden oder die Schreibseiten zu erneuern.

Nach einer Weile konnte Waltham der Versuchung nicht widerstehen, die ersten bereits fertiggestellten Seiten auf ihre Verwendbarkeit hin prüfend zu betrachten. Als er zu lesen begann, bemächtigte sich seiner auch schon eine angenehme Überraschung. Er hatte selten eine solch sorgfältig, sauber und gewissenhaft sich darbietende Übertragung gesehen. Er war ein gefürchteter Kritiker, denn er besaß die Gabe, beim Durchlesen ohne weiteres zu erkennen, ob das Diktat wortgetreu war oder nicht. Was er las, war einwandfrei. Er legte die Blätter hin, lehnte sich im Sessel zurück und begann unauffällig die pölig in ihre Arbeit Vertiefte zu betrachten. Wie hübsch und ebenmäßig schlank sie war! Sie sah mit dem Rücken nach ihm, hielt den Kopf ein wenig nach vorn geneigt; verursacht durch die Anstren-

gung lag ein rofiger Hauch über dem schimmernden Schnee ihres von widerpenstigen Goldblöcken halb verdeckten Nackens. Zuweilen, wenn sie nach dem Stenogramm schaute, erschien ihr feines Profil; das mutete Waltham in seiner jugendlichen Lieblichkeit seltsam bekannt an. Wie er grübelnd nachdachte, kam er auf die Sixtinische Madonna, vor welcher er in Dresden lange bewundernd gestanden; das Köpfchen da vor ihm hatte viel mit der Gestalt gemein, die auf dem Bilde zur Linken der Gottesmutter kniet. Mit Begehren nahm der Minenkönig auch wahr, daß ganz gegen seine sonstige Gewohnheit sein Born merkwürdig schnell verrauht war; er konnte jetzt schon seinem Geschäftsführer kaum mehr zürnen. Sonst war ein Arger bei ihm von solider Dauer, besonders wenn er sich in einem solchen Dilemma sah, wie es dieses heillose Mißverständnis geschaffen hatte. Zur Hälfte war indessen der Schaden bereits ausgeweht; arbeitete das Mädchen in demselben Tempo weiter, so mochte sie wohl zur gesetzten Frist mit dem Stenogramm fertig werden, und dieses mochte die Basis für die bevorstehenden Verhandlungen abgeben, fehlten auch die Unterschriften der Teilnehmer an der Konferenz.

Innere wieder ertappte sich Waltham bei der Betrachtung der unermüdet Arbeitenden; sie war keine eigentliche Schönheit, doch unendlich lieblich, etwa wie ein taufreischer Maimorgen, der nichts von des Sommers sengender Schwiile weiß. Dabei ging es von ihr so beruhigend aus. War eigentlich ein ganz mutiges Frauengemüt, ganz anders wie die Frauen, die er bisher kennen gelernt hatte. Aus dem Mädchen sprach Einfachheit, ein schlichter, natürlicher Sinn. Sie machte nicht viele Worte, dabei keine Spur von Biererei oder pruder Zurückhaltung, die er ungefähr ebenso grimmig haßte wie aufdringliche selbstbewusste Koketterie. Sie mußte noch sehr jung sein, vielleicht noch nicht einmal zwanzig Jahre.

Doch sie war ein Weib! Das allein war für John B. Waltham genügend, sie mit unvermindertem Mißtrauen zu betrachten. Er hatte in jungen Jahren eine betrübende Erfahrung machen müssen, war damals in die Netze einer Sirene geraten, die ihm eine tolle Liebeskomödie vorgespielt, bis ein Zufall schließlich noch rechtzeitig ihm entdeckt hatte, daß sie nicht ihn, sondern nur seine Millionen geliebt hatte. Von Stund an war er zum Weiberhasser geworden und hatte das schöne Geschlecht völlig aus seinem Gesichtsfeld verbannt. Seine leidenschaftliche Natur hatte sich einzig aufs Geldverdienen geworfen; in etwa zehn Jahren hatte er das ihm vom Vater hinterlassene Millionenerbe verzehnfacht, und seinem Ehrgeiz war noch lange kein Genüge getan.

Was die fleißige Kleine da anbetraf, so konnte von ihrer dauernden Beschäftigung in feinen Diensten natürlich keine Rede sein; er würde sie, sah er erst in diesem heillosten Mißverständnis ganz klar, bei nächster Gelegenheit anständig entlohnen und zurückschicken, ihr

vielleicht auch durch eine Empfehlung den weiteren Lebensweg ebnen helfen. Nun, er würde ja sehen.

Einstweilen wurde er in seinem Nachdenken unterbrochen. Auch war fertig geworden. Nun stand sie mit geröteten Wangen vor ihm und überreichte ihm ihre Arbeit. „Ich habe die Exemplare durchgesehen“, berichtete sie. „Ich werde jetzt in die Küche gehen.“

„Das haben Sie recht nett gemacht“, meinte Waltham anerkennend, nachdem er die Seiten flüchtig durchgesehen hatte, „sind Sie im Kochen gleich tüchtig, so erwartet uns eine Göttermahlzeit!“

„Ich werde mein Bestes versuchen“, entgegnete sie, und mit zierlicher Verneigung verschwand sie durch die Tür.

Waltham blieb ruhig sitzen. Er nahm die Arbeit wieder vor und las sie aufmerksam durch, die Füllfeder zur Hand, um nötige Verbesserungen anzubringen. Das erwies sich als überflüssig; es gab nichts zu verbessern. „Schade, daß sie kein Mann ist“, meinte er nachdenklich, als er zu Ende gekommen war. „Sie hat das Zeug zu einem tüchtigen Privatsekretär in sich. In meinem Geschäft ist keiner, der ihr das nachmachte. Doch daran ist nicht zu denken. John V. Waltham beschäftigt grundsätzlich keine Mädchen, und dabei bleibt es!“

Er erhob sich, um die Blätter in seinem Schreibtisch zu verschließen.

Als er wieder in das Wohnzimmer zurückkehrte, stand er eine Weile ungeschlüssig. Dann, als er wieder eine frische Zigarre entzündet hatte, ging er im Raume auf und nieder, und einem plötzlichen Gedanken nachgebend trat er auf den zur Küche führenden Verbindungsgang hinaus. Gleich darauf stand er an der offenen Tür.

Seinen Blicken offenbarte sich ein liebliches Bild. Mitten in der Miniaturküche stand Lucy, in reger Geschäftigkeit begriffen. Dem Schrank hatte sie eine mächtige weiße Kleidschürze entnommen, die ihre schlank Figur ganz umschloß. Sie war eben beim Nudelbacken, handhabte flink das Wellholz; nun sie Walthams Blick begegnete, ging ein jähes Erröten über ihr erhitztes Gesicht, welches vom Mehlstaub leicht gepudert erschien.

„Nur keine Furcht, Herr Waltham, ich werde zur rechten Zeit fertig! Das Nudelwasser kocht schon!“ rief sie, ohne sich stören zu lassen, und deutete auf den Gasföfchen, auf dessen Stahlplatte es aus einer ganzen Reihe von Löpfen lustig brodelte und zischte.

„Wollen Sie mir vielleicht helfen?“ fragte Fräulein Lucy schallhaft Herrn Waltham.

Waltham verneinte schweigend; sein Gesicht blieb ernst, während er fortfuhr, sie zu beobachten. Ein Bild aus seiner frühen Kindheit fiel ihm ein. Da hatte seine Mutter, ehe sie sich zur großen Dame entwickelt, wohl auch zuweilen gekocht; dann hatte er ihr helfen dürfen, Rosinen lesen oder Nudeln schneiden, vielleicht auch Eier rühren. Im Geiste hörte er die Mutter später klagen, wie sie sich im plötzlich erworbenen Reichtum und den durch ihn ihr auferlegten Verpflichtungen nicht wohl fühlte, wie sie sich zurücksehnte nach der früheren einfachen Zeit. Sie hatte den Glanz auch nicht lange ertragen, sondern war früh gestorben; ebenso wie der Vater, den hatte die Dollarsjagd auf dem Gewissen. Er selbst war in dieser ja bisher gleichfalls aufgegangen; jetzt zum ersten Male wohl in seinem arbeitsreichen Leben wollte ihm die Erkenntnis dämmern, als gäbe es noch ein anderes Glück, als sich zu bereichern, als blühe eine bescheidene Blume weitab von seinem geradeaus aufs Ziel gerichteten Wege, die wohl des Verweilens wert war.

(Fortsetzung folgt.)



Ein' jede fröhliche Weise
Und jedes freundliche Wort,
Sie klingen lange leise
Im Herzen weiter fort.

Reichel.

„Als ich in Montenegro war...“

Ein Mitarbeiter sendet uns die folgende Schilderung seiner Erinnerungen und Eindrücke aus dem montenegrinischen Berglande: Die wildzerklüfteten, unwirtlichen Bergmassen des montenegrinischen Karst, die heute vom Kriegslärm und Schwertgeklirr widerhallen, gleichen in Friedenszeiten einer Einöde. Nur ein Volk konnte sie sich zum Wohnsitz wählen, das sich vor den jahrhundertelangen Bedrückungen seiner Feinde endlich ruhig und sicher fühlen wollte. Unter den Balkanvölkern haben die alten Czernagorzen ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit am ehesten erlangt, wenn diese auch förmlich erst im Berliner Frieden 1878 anerkannt wurde. Eine Rolle aber hat Montenegro im europäischen Völkertanz nie gespielt. Erst als 1911 Nikla, der Fürst der schwarzen Berge, nicht länger Fürst, sondern König sein wollte, lenkten sich die Augen des übrigen Europa wieder einmal auf dieses Land, und wohl nie zuvor sah es einen derartigen Fremdenstrom in seinen Bergen als gerade damals. Montenegro ist das halbverwundene Bergland und Cetinje seine Haupt- und Residenzstadt. Wohl führen viele Wege nach Rom, doch nur einer nach Cetinje; die 600 Meter über dem Meere liegende Kunststraße, die Cetinje mit Cattaro, dem serbisch-kroatischen Rotor verbindet, hinter dem die weltberühmte Bocche di Cattaro liegt. Schon diese kühn ansteigende Bergstraße ist das Merkwürdigste, was man zu sehen bekommen kann. Wenn man oben in schwindelnder Höhe wandelt, wünscht man unten zu sein, und wenn man dann unten ist, wünscht man wieder, man wäre oben und verlangt danach, die würzige, ozerreiche Luft zu kosten. Und je höher wir in die schwarzen Berge des Karst steigen, desto schmaler wird der Weg, desto gefährlicher, bis er zuletzt nur noch ein Saumpfad ist, auf dem die Hirten mit ihren Ziegen, Schafen und Schweineherden freudlicheren und fruchtbareren Gefilden zutreiben. Während die Wollen sich um die Bergesgipfel ringsumher und in den Tälern lagern, ahnen wir nur die Stadt, die unten zu unseren Füßen liegt.

Wenn wir endlich zu Tale steigen, so gewahren wir erst recht, wie die Felsenmassen vor uns in der Ferne und zu beiden Seiten gleich uneinnehmbaren Festungen in die Luft emporragen, bis uns endlich die Stadt Cetinje empfängt. In einem 6 Kilometer langen und 1 Kilometer breiten sogenannten Karstpolje gelegen, einer jener merkwürdigen Karsterseismungen, die bald in erosierten, runden Trichteröffnungen, bald, wie im vorliegenden Falle, in breiten, talabwärts durch Querriegel verschlossenen Kesseltälern auftreten, grüßt uns die montenegrinische Hauptstadt mit ihren kaum 3000 Einwohnern. Das erste, was wir erblicken, ist wohl das am Fuße eines steilen, von hohem Turm überragte, 1478 gestiftete Kloster, einst das Schloß des Fürsten, jetzt von den Ministerien und einem vierklassigen Gymnasium benutzt. Ehedem fanden wir in dem unweit gelegenen Grand-Hotel einen Deutschen, der uns stets auf das lebenswürdigste bewirtete. Von den Zimmern, reinlich und nett, hatte man einen wunderbaren Ausblick auf Berge und Höhen, im weiten Hofe befinden sich die Stallungen für Pferde, Schafe, Ziegen, Maultiere und Rinder. Seit Nikla König wurde, hat auch die verblühende Herrlichkeit verlassener Tapeten, moltenzerfressener Portieren und brüchig gewordener seidener Vorhänge im Grand-Hotel und vor allem in seinem einstigen Palast neuem Glanz und Glanz machen müssen. Auf dem nahen Orlovo Fels, dem Hauptplatz, befindet sich das neue Grabdenkmal Peters I., der das Land 1782 bis 1826 regierte, während seine Vorfahren auf dem montenegrinischen Fürstenthron im Kloster ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. . . . Wenn wir dann einen der kleinen Wagen mit Ponypferden besteigen und um den Berg herumzufahren versuchen, so brauchen wir uns nicht zu verwundern, wenn der Weg plötzlich durch einen anderen Berg gehemmt wird. Das ist hier nun einmal so. Wenn wir mit schwerbeschulerten Füßen den Felsen hinaufkriechen und endlich oben vermeinen, wir seien wohl bis in den Himmel gestiegen, so werden wir's bald gewahr werden, wie dieser Felsen oder Berg noch lange nicht der höchste ist. Hier und da kündigt eine zum Firmament emporstrebende Rauchsäule den Aufenthalt von Hirten, die sich dort zum Mahle niedergelassen haben oder dort ihre armelige Hütte inne haben. Wohl klingt noch das Rauschen von Talbächen und Wasserfällen an unser Ohr, sonst aber ist's still. Wer weiter drängt es uns, und so wandern wir auf denselben Wege weiter, der jetzt wohl angefüllt sein dürfte mit den Söhnen der schwarzen Berge im Kriesschaum der Rom-

tenegriner, dem langen Schafpelz, dem Leibgurt mit dem Pistolen und den durch Lederriemen festgehaltenen Sandalen. Je weiter wir klettern, erst immer und immer wieder aufwärts und dann an ebenso viel zerklüfteten Höhlen und ausgetrocknetem Gestein wieder talabwärts vorüber, desto näher gelangen wir auch zu einer freundlicher dreinblickenden Natur. In die starre Felswüste schiebt sich nach und nach Mais- und Kartoffelland; steigen wir tiefer hinab, dann hebt auch der Weinbau an, und nahe der Talsohle endlich, an sanft ansteigenden Hängen, in Mulden und kleineren Tälern, trifft man überall Kausbeerbäume, Feigen, Ekastanien, Oliven und üppige Tabakfelder. Unter den Blüten und Blumen, an denen ebenso wenig Mangel ist, fällt besonders der Granatbaum mit seinen roten Blüten auf. Wandern wir weiter, so gelangen wir nach Rieka. Gegen Cetinjes verblühende Schönheit ist es ein elendes schmutziges Nest, so recht geeignet, die Heimat der Bandenführer und Hanteldiebe zu sein. Östlich von Rieka liegt das gutbekannte Podgoriza, der Waffenplatz der Montenegriner. Südwärts gelangt man zum Skutarisee, der auch einer jener eigentümlichen Karsterscheinungen, der Auffassung von Flüssen durch die ihnen ringsumher entgegengesetzten Bergmassen, seine Entstehung verdankt. Denn gleich außerhalb von Rieka wird der Riekafluß zu breitem, stehendem Wasser. Durch eine von weißen und gelben Wasserrosen führende Fahrtstrasse gleitet unser Boot lautlos und idyllisch dahin, bis sich die weite blaue Fläche des Sees von Skutari öffnet. Die albanische Grenze ist erreicht. (13.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie holländische Kinder über den Krieg denken. Der Krieg entwickelt sich immer mehr zum Lehrgegenstand in den Schulen. In London wurden Wettbewerbe abgehalten, bei denen die Kinder ihre Kriegsansichten wiedergeben hatten. Und namentlich hat in Holland das „Allgemeine Handelsblatt“ eine Reihe von Schulkindern um ihre Meinung über den Krieg befragt. Ein elfjähriges Mädchen erklärte z. B.: „Es ist Krieg zwischen Deutschland, Frankreich, Belgien, Japan, England, Nordfrankreich, Indien, Afrika und Amerika. Wir wollen, daß Deutschland siegt, weil die Deutschen so tapfer und brav kämpfen.“ Ein zwölfjähriger Knabe schreibt: „Es ist Krieg zwischen England, Frankreich, Deutschland, Italien. Ich wünsche, daß die Deutschen siegen, weil sie solche Helden sind.“ Ein Mädchen zeigt sich von der neutralen Friedensrichtung beeinflusst und erklärt mit einer großartigen Geste: „Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien, Rußland, England — ich wünsche, daß alle diese Länder siegen möchten!“ Ein Knabe mocht sich lustig über die Alliierten: „Deutschland gewinnt noch durch seine Bundesgenossen, denn sie alle haben so viele große Kanonen und starke Festungen, die von den Deutschen verwendet werden. Die Engländer rasen, denn sie wollten Deutschland vernichten, aber das gelingt ihnen ebensowenig, wie es den Franzosen auch nicht gelang, im April in Berlin zu sein.“ Ein anderer Knabe schreibt kurz und kernig: „Ich wünsche, daß Deutschland siegt, denn dort wohnt mein Onkel.“ Ein Elfjähriger begründet seine Zuversicht in den Sieg der deutschen Waffen in folgender eigenartiger Weise: „Ich möchte am liebsten, daß Deutschland siegt. Denn es kennt seine Landkarte so gut. Darum siegte es auch 1870. Die Franzosen begreifen kein bißchen von der Geographie. Sie wußten nicht einmal, ob sie im eigenen Lande oder in Deutschland waren. Deshalb glaube ich, daß die Deutschen auch jetzt wieder siegen werden.“

Das Klubleben der englischen Soldaten. Es ist bekannt, daß die Bürger Englands, die den werbenden Lodungen der englischen Regierung nachgegeben haben und den Absatzen der Tommies angoßen, durch ihre nichts weniger als bescheidenen Ansprüche der englischen Militärbehörde viel zu schaffen machen. Der englische Soldat sieht seinen Militärdienst, wie ja auch sonst fast alles im Leben, als absolute Geschäftssache an. Er verpflichtet sich in dem Dienstvertrag, so und so viele Stunden zu arbeiten, seinen Vorgesetzten in der im Vertrag bestimmten Weise zu gehorchen und sein Leben aufs Spiel zu setzen. Andererseits verlangt er von seinem Kommando die strengste Inachhaltung der anderen Paragraphen, die die

Zahl und Dauer der Ruhepausen, die Art der Ausrüstung und den Speisegeld der Verpflegung betreffen. Diese merkwürdige beiderseitige Auffassung des Soldatenwesens hat naturgemäß im Felde nicht minder merkwürdige Zustände zur Folge. So war in den französischen Zeitungen mehr als einmal mit nur mühsam unterdrücktem Tadel von dem Egoismus der Tommies die Rede, und die französischen Generale, die der englischen Front einen Besuch abstatteten, konnten ihre Verwunderung kaum verbergen. Ein französischer Abgeordneter, der die englischen Linien bereist hatte, erzählte in einem Pariser Blatt, daß durch das Nichteintreffen der den Tommies zugesicherten Frühstücksmarmelade die Ausführung eines Anmarschbefehls in Frage gestellt werden könne. So sind denn die schwer zu befriedigenden Tommies überall im Felde bestrebt, nach Möglichkeit ihre heimathlichen Gewohnheiten und Liebhabereien aufrecht zu erhalten. Und da das Klubleben zu den verbreitetsten und beliebtesten Gewohnheiten der Briten gehört, haben — wie einer Schilderung des „Journal des Débats“ zu entnehmen ist, die englischen Tommies hinter der Front sozusagen Klubsclubs eingerichtet. Eine ganze Anzahl solcher Klubs sind in Frankreich in Betrieb. Der größte und bestausgestattete Klub befindet sich in der Gegend, in der das englische Hauptquartier liegt. Dieser Klub kann 500 Personen fassen. Er besitzt ein Besesszimmer, einen Schreibraum, ein Musikzimmer und ein Spielzimmer. Auch die unvermeidliche Whisky-Bar ist natürlich vorhanden. Zu den gemischten Abenden, an denen auch Frauen Zutritt haben, werden die englischen Pflegerinnen eingeladen. Der Klub wird, wie auch die Mehrzahl der anderen, von Militärgeistlichen geleitet, obwohl manche Leute behaupten, daß es in den Klubsräumen nicht allzu fromm zugehe. . . . Der Soldatenklub ist für das englische Militärwesen ebenso bezeichnend wie das Werbeplakat: er ist der sprechendste Beweis dafür, daß die Bürger Großbritanniens nur ihre Pflicht tun unter der alten Devise: „Mit allem Komfort der Neuzeit.“

Das Klugelied der englischen Klubfreunde. Die Zeit, in denen die Engländer stolz behaupteten, daß der Krieg das Leben auf ihrer Insel nicht zu stören vermöge, sind längst vorbei. Heute ist London eine Kriegsstadt, mehr als Berlin in den bewegtesten Tagen der Mobilisation. Das Wirtschaftsleben, die Gesellschaften und Vergnügungen der Londoner sind durch den Krieg hart mitgenommen. Besonders schmerzhaft aber empfinden die Engländer den tragischen Rückgang ihres so beliebten und mit ebenso viel Dunkel wie Geldaufwand gehegten Klublebens, dem die „Daily Mail“ in einer ihrer letzten Nummern ein trauererfülltes Klugelied widmet. „Der Krieg“, schreibt das Londoner Blatt, „hat unsere Klubs schwer geschlagen. Die berühmtesten, vornehmsten und ältesten Klubs in London lassen heute bereits jedermann ein, der überhaupt erscheinen will. Ihre Türen, die früher für jeden gewöhnlichen Sterblichen unerbittlich verschlossen waren, öffnen sich heute bedingungslos vor dem bescheidensten Kleinbürger, der gewillt ist, sein Schiedsamt anzunehmen. Klubs, die so exklusiv und darmachen von Bewerbern belagert waren, daß die glücklichen Auserwählten, die der Mitgliedschaft gewürdigt worden waren, ihre Söhne gleich nach der Taufe der Klubsliste darmerken ließen, um nur ja ihre Aufnahme sicherzustellen, halten jetzt ängstlich nach neuen Mitgliedern Ausschau. Selbst in die allerbornehmsten und allerreichsten Klubs haben Leere und Geldsorgen ihren Einzug gehalten. Und die Verhältnisse liegen so, daß man daran zweifeln muß, daß selbst eine Horatssekung und vollstündigere Gestaltung der stolzen Klubregeln einigermaßen Erfolg haben wird. Mit Ausnahme einiger Künstler-, Varieté- und Spielklubs scheint die Sterbefunde unseres berühmten Klublebens gekommen. Schon in den letzten Friedensjahren hatte der Sport — besonders das Golfspiel — den Klubs viele leistungsfähige Kräfte geraubt. Leute, die ihr Geld sonst für kostspielige Klubmahlszeiten und Klubveranstaltungen hergaben, stehen ihre Pfandnoten dem Sport zugute kommen. Doch all dies hätte wenig ausgemacht, wenn nicht der Weltkrieg gekommen wäre. Zahllose Leute haben aus Gründen des Krieges ihre weitere Mitgliedschaft und damit auch ihre weiteren Geldbeiträge zurückgezogen. Die Kriegssparsamkeit, die nach gerade zu einem harten Nuß geworden ist, schneidet dem Lebensfaden der Klubs entzwei. Heute kann man bereits die traurige Feststellung machen, daß ein Klub um so weniger Mitglieder zählt, je größer und großartiger seine Mäandlichkeiten sind. Die alten Klubs, die Überlieferer der alten englischen Kulturpoche, gehen mit Riesenschritten dem endgültigen Verfall entgegen.“

Das vergnügungsfüchtige Moskau. Ein Mitarbeiter der „Njesch“ singt ein Mägdlied über die immer mehr überhandnehmende Genussucht der Moskauer, die in einem recht gewollen Gegensatz zu der gefährdeten Lage Rußlands stehe: Schon früh am Abend erstrahlen Tausende von hellen Lichtern in dem „weißsteinernen Mitternachts“-Moskau. Hoch über dem Straß- und Theaterplatz erheben sich zwar nicht mehr die farbigen, weit hinaus schreienden Neffismogeln der Kinos und des Restaurants „Maxime“, aber das geschieht lediglich aus polizeilicher Vorsicht und nicht etwa wegen des gesteigerten Ernüster der Zeit. Es gibt eben eine ganze Anzahl von Leuten, deren Seele den schweren Druck durch eine volle Lustigkeit abzuschütteln suchen. Man wird vielfach an die Feste zur Zeit der Pest erinnert, da der Galgenhumor sich Lust zu machen suchte. Jeder Tag bringt neue Hiobsposten, da erscheint es besser, gar nicht daran zu denken und in einen Strudel von Vergnügungen unterzutanken, um wenigstens den Augenblick noch reißlos auszukosten! . . . Das ist die einleuchtendste Erklärung für den gesteigerten Drang der Moskauer nach Zerstreuung und nach Luxus. Nicht zu übersehen ist sodann auch der Umstand von dem mächtigen Anwachsen Moskaus durch die Flüchtlingswelle! Auch unter ihnen gibt es viele, die eine Ablenkung, und zwar eine recht wirksame, suchen. Zum Beweis für die erhöhten Luxusbedürfnisse der Moskauer Bevölkerung führt der Mitarbeiter der „Njesch“ einige Äußerungen Moskauer Geschäftsleute an, die alle übereinstimmend bekunden, daß besonders die kostbarsten Auslagen, die teuersten Pelze und Juwelen jetzt glänzenden Absatz finden. So wurde z. B. in einem eleganten Modemagazin „Stadt Lyon“ am Anfang des Krieges nur für Verwundete und Gefangene gearbeitet, während jetzt der Betrieb in vollem Gange ist, um die prächtigsten Schöpfungen der Mode herzustellen. Auch Maxim Gorki soll sich über die auffallenden Toiletten der Moskauer Damen, die den im Frieden betriebenen Luxus sehr erheblich übertreffen, recht abfällig geäußert haben.

Das Automobil-Kino im Felde. Die folgende Schilderung eines französischen Reise-Filmtheaters im Kriegsgebiet entnehmen wir dem „Journal des Débats“: Unter den Zerstörungen, die den Soldaten an der Front in den Augenpausen geboten werden können, ist das Kino die seltenste und begehrteste. Damit wurde von erfindungsreichen Leuten ein Automobil-Kino eingerichtet, das hinter der Feuerlinie von Ort zu Ort fährt, um die Mannschaften zu erfreuen. Das Nahen dieses modernen Wandertheaters wird vor der Ankunft durch Anschnäpfe bekanntgegeben, auf denen auch die Stunde und Dauer der Vorstellung verzeichnet ist. Dann kommen die Soldaten, die für diesen Zweck beurlaubt wurden, aus ihren Schützengräben und wandern, bewaffnet mit Laternen und Holzbanan, aus den Unterständen, nach dem Schauplatz der Ereignisse. Inzwischen hat das Automobil Projektionsapparat, Filmleinwand, Filmtrollen, Zeltbaldach und verschiedenerlei Sitzgelegenheiten abgeladen. Wenn eine geräumige Ebene vorhanden ist, arbeits man sie zum Rang des Film-umfentempels. Andernfalls begnügt man sich mit flatternden Zeltwänden. In aller Eile nehmen die Krieger Platz; es gibt, keine Zeit zu verlieren, da die Pflicht im Schützengraben die Leute bald wieder zurückrufen wird. Der Operateur baut in aller Eile aus dem im Kraftwagen mitgebrachten Brettern einen Verschlag, in dessen Schutz er sich mit dem Apparat einrichtet. Ein Auf — die Gespräche verstummen, das Geräusch der drehenden Kurbel wird vernnehmbar. Und vor den gespannt auf die Leinwandfläche gerichteten Augen all der hier versammelten Infanteristen, Artilleristen und Pioniere erscheint in geheimnisvollen Flimmerbuchstaben der magische Titel des dreifaktigen Filmdramas: „Das Geheimnis der Liebe.“

Die Vorteile der linkshändigen Ausbildung. Die auf allen Gebieten der Heilkunde und körperlichen Ausbildung jetzt mehr als je notwendigen Unternehmungen und Beschreibungen haben auch die schon seit Jahren vielumstrittene Bewegung der Doppelhändigkeit wieder in den Vordergrund gerückt. Diese Bewegung macht sich dabei nicht nur zur Aufgabe, die Schädigung der Arbeitskraft der rechtshändigen Kriegsverletzten durch Ausbildung der linken Hand so weit als möglich zu ersetzen, sie will die Doppelhändigkeit allgemein einführen und zu diesem Zweck Kurse zur Ausbildung

der linken Hand in den Schulen einrichten. Die Doppelhändigkeit hat, wie Dr. Manfred Praenkel im neuesten Heft der „Linschau“ mitteilt, große Wirkung nicht nur auf rein manuelle Fähigkeiten, sondern auf die Funktionen des Körpers überhaupt. Der bereits an einer Königsberger Schule eingeführte Kursus hat Erfolge gezeigt, die die Berechtigung der linkshändigen Ausbildung vollauf erweisen: die Linke steht der Rechten an Ausbildungsfähigkeit keineswegs nach. Besonders bei technisch befähigten Kindern wird diese Anlage bei der linkshändigen Tätigkeit ebenso deutlich, wie bei den rechtshändigen. Im allgemeinen bedienen wir uns zu jeder wichtigen Bewegung der rechten Hand. 95 1/2 Prozent der Menschen sind Rechtshänder. Die Folge davon ist, daß das linke Gehirn, der Sitz der sogenannten „Erinnerungsbilder“, durch die ständige Inanspruchnahme auch besonders eindrucksfähig wird. Um so mehr wird durch Vernachlässigung der linken Hand auch die entsprechende rechte Gehirnhälfte vernachlässigt. Während so dem linken Gehirn, das die rechte Hand versorgt, unser Denken, Fühlen, Handeln und Schreiben untergeordnet ist, besitz das rechte Gehirn fast nichts von alledem. Von besonderer Bedeutung sind die geradezu überraschenden indirekten Wirkungen der linkshändigen Ausbildung bei Gelähmten. So konnte einem rechtshändig Gelähmten, der durch die Lähmung auch die Sprache verloren hatte, das Sprachvermögen wiedergegeben werden, indem man durch Ausbildung der linken Hand das schlummernde Sprachzentrum im rechten Hirn zur Tätigkeit erweckte. Es ist einleuchtend, daß die Doppelhändigkeit sich auch für die militärische Ausbildung als vorteilhaft erweisen würde. Die Entwicklung und das Kräftemach der körperlichen Fähigkeiten des Soldaten würden dadurch gesteigert, und der Soldat würde beim Schießen und anderen Kampfhandlungen nicht mehr auf die Tüchtigkeit der rechten Hand allein beschränkt sein. Die wohltätigen Wirkungen der Doppelhändigkeit sind sehr zahlreich. Bei Kindern rufen sie eine größere allgemeine Frische des Körpers und Geistes hervor, und es hat sich gezeigt, daß solchen Schulkindern das Lernen viel leichter wurde. Naturgemäß ist die Doppelhändigkeit auch für Handwerker aller Art ein vorzügliches Steigerungsmittel der Leistungsfähigkeit. Und gerade jetzt, da so viele Kriegsverletzte ohne den rechten Arm oder die rechte Hand heimkehren, da die soziale Fürsorge sich bemüht, den körperlich Geschädigten ihren Verlust in möglichst weitgehendem Maße zu ersetzen, sollte der Ausbildung der linken Hand ganz besondere Beachtung geschenkt werden.

Die Rattenjagd — Hunde als Liebesgabe. Schon seit längerer Zeit enthalten die französischen Feldpostbriefe seitens lange Schilderungen der Rattenplage im Feld. Nach den Mahlzeiten, heißt es im „Temps“, sind die Soldaten gezwungen, sich zur Rattenjagd zu rüsten, da diese Tiere, wie eine der bösen ägyptischen Plagen in Schützengräben und Unterständen, in Erdhöhlen und Schlupfwinkeln haufen. Es sind meist außerordentlich große Tiere, und es kommt nicht selten vor, daß man in einem einzigen Graben an einem Tage mehr als 100 Ratten erlegt. Die Plage ist so groß und so schwer zu bekämpfen, daß die Offiziere für die Ablieferung von 15 Schwänzen getöteter Ratten 1 Liter Wein als Preis ausgesetzt haben. Diese neue unerfreuliche Begleiterscheinung des Krieges hat begreiflicherweise in Paris und in der Provinz eine Flut von Vorschlägen zur Ausrottung der Ratten entstehen lassen. Die französischen Zeitungen werden mit Briefen überhäuft, in denen neue Waffen für den Rattenkampf beschrien werden; den Behörden werden alle möglichen Apparate und Präparate als Rattenvertilger angeboten; doch die Rattennot dauert unvermindert fort. Nunmehr ist ein Hundezüchter auf einen Einfall gekommen, der von der gesamten Öffentlichkeit als Retter in der Not begrüßt wird. Der Vorschlag des Züchters geht dahin, daß sämtliche Hundebesitzer, vornehmlich die Besitzer der zur Rattenjagd geeigneten Foktervier, ihre Tiere als Liebesgabe für die Armee in einer Zentralfstelle abgeben sollen. Die Hunde sollen dort die hohe Schule des Rattenfangs durchmachen und nach überstandener Dressur und zur Zufriedenheit abgelegter Prüfung nach den Schützengräben geschickt werden. Also sozusagen die Mobilisierung einer Hundearmee gegen den Rattenstaat! Der Weltkrieg erzeugt wirklich sonderbare Gebilde. . .